

David Remnick

Barack Obama  
Leben und Aufstieg

Aus dem Englischen von  
Friedrich Griese, Christina Knüllig  
und Bernd Rullkötter



Berlin Verlag

Für Esther

Abdruck der Zitate aus der Autobiographie *Ein amerikanischer Traum*.  
*Die Geschichte meiner Familie* von Barack Obama (aus dem Englischen  
von Matthias Fienbork, © 2008 Carl Hanser Verlag München)  
mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags.

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

*The Bridge. The Life and Rise of Barack Obama*

bei Alfred A. Knopf, New York

© 2010 David Remnick

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 Berlin Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Rothfos und Patrick Gabler, Hamburg

Typographie: Birgit Thiel

Gesetzt aus der Minion von psb, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-8270-0893-0

[www.berlinverlage.de](http://www.berlinverlage.de)

*Ohne Zweifel wird auch ein Neger in den nächsten dreißig bis vierzig Jahren die Stellung erreichen können, die mein Bruder als Präsident der Vereinigten Staaten innehat.*

Robert F. Kennedy, 27. Mai 1961, Voice of America

*Ich erinnere mich noch, wie der ehemalige Justizminister, Mr Robert Kennedy, sagte, es sei vorstellbar, dass wir in vierzig Jahren in Amerika einen Neger-Präsidenten haben könnten. Das klang wie eine sehr emanzipierte Äußerung für weiße Leute. Sie waren nicht in Harlem, als diese Äußerung erstmals zu hören war. Sie hörten nicht das Gelächter und die Bitterkeit und den Hohn, mit dem diese Äußerung aufgenommen wurde. Aus der Sicht des Mannes im Harlem Friseurladen war Bobby Kennedy erst gestern hier und ist jetzt bereits auf dem Weg zur Präsidentschaft. Wir waren seit vierhundert Jahren hier, und jetzt erzählt er uns, wenn du brav bist, lassen wir dich in vierzig Jahren vielleicht Präsident werden.*

James Baldwin, 1965. »The American Dream and the American Negro«

*Barack Obama ist das, was am Ende jener Brücke in Selma kommt.*

John Lewis, Washington, D. C., 19. Januar 2009

---

## Inhalt

Prolog: Die Josua-Generation	11
Erster Teil	
Kapitel 1: Ein kompliziertes Schicksal	49
Kapitel 2: Oberfläche und Unterströmung	110
Kapitel 3: Niemand kennt meinen Namen	154
Zweiter Teil	
Kapitel 4: Die schwarze Metropole	193
Kapitel 5: Ambitionen	282
Kapitel 6: Eine Geschichte vom Aufstieg	339
Dritter Teil	
Kapitel 7: Von keinem geschickt	399
Kapitel 8: Schwarz genug	473
Kapitel 9: Die Kampagne in der Wildnis	513
Kapitel 10: Nach dem Bürgerkrieg	544
Kapitel 11: Wind der Gerechtigkeit	589
Vierter Teil	
Kapitel 12: Etwas Aberwitziges	637
Kapitel 13: Der schlafende Riese	716
Kapitel 14: Auf dem Rassen-Rummelplatz	761
Kapitel 15: Das Buch Jeremia	793

Fünfter Teil	
Kapitel 16: »Wie lange? Nicht lange«	831
Kapitel 17: Ins Weiße Haus	862
Epilog	891
Danksagung und Quellen	899
Literaturverzeichnis	905
Anmerkungen	911
Register	938
Bildnachweis	976

## Prolog

### Die Josua-Generation

*Brown Chapel*  
*Selma, Alabama*

So begann es, das Erzählen einer Geschichte, die Amerika veränderte.

Am 4. März 2007 sollte Barack Obama, der junge Senator aus Illinois, mittags in der Brown Chapel in Selma, Alabama, sprechen. Sein Kampf um die Präsidentschaft war gerade erst einen Monat alt, und er war in den Süden gekommen, bereit, der Spitzenreiterin der Demokraten, Hillary Clinton, zum ersten Mal die Stirn zu bieten. Er wollte öffentlich über die Dinge diskutieren, an denen er nach verbreiteter Ansicht letztlich scheitern würde: seine Rasse, seine Jugend, seine »exotische« Herkunft. »Wer ist Barack Obama?« Barack *Hussein* Obama? Diese Frage würden seine Gegner, Demokraten wie Republikaner, von nun an bis zum Wahltag immer wieder stellen, auf öffentlichen Podien, in Fernseh- und Radio-Werbespots, um anzudeuten, dass seine Andersartigkeit diesen Mann disqualifizierte: seine Kindheit auf Hawaii und in Indonesien, sein kenianischer Vater, seine in Kansas geborene und doch weltoffene Mutter.

Obamas Antwort auf diese Frage prägte maßgebend seinen Wahlkampf. Nachdem er zwei Jahre zuvor seinen Sitz im Senat des Staates Illinois niedergelegt und gerade erst seinen Studienkredit abgezahlt hatte, zog Obama mit einer Reihe ernsthafter, aber nicht ungewöhnlicher politischer Positionen der linken Mitte in den Kampf um die Präsidentschaft. Er wich darin nicht wesent-

lich von der Haltung Hillary Clintons ab, außer in der entscheidenden Frage des Irakkrieges. Obendrein konnte er weder beeindruckende Erfahrungen in der Regierung noch gesetzgeberische Leistungen vorweisen. Den Mittelpunkt seiner Rhetorik und seiner Wirkung sollte die Frage bilden, wer er war, woher er kam, wie er sich selbst definierte und wie es ihm letztlich gelang, sein Wesen und seine Persönlichkeit als Ausdruck amerikanischer Ambitionen und Hoffnungen darzustellen. Was Obama als eigentlichen Inhalt seiner Kandidatur anbot, war eine Persönlichkeit – ein vielschichtiger, intelligenter, gewiefter, ansprechender, junger Afroamerikaner. Ein großer Mann war er gewiss noch nicht, aber er verkörperte das Versprechen von Größe. Das war einer der stärksten Antriebe für seine Kandidatur, deren Unverfrorenheit nicht zu übersehen war. Obama selbst benutzte Wörter wie »anmaßend« und »verwegen«.

In Selma wollte Obama sich zum Erben des schmerzlichsten aller amerikanischen Kämpfe erklären, des Rassenkampfes – doch im Unterschied zu seinen Vorgängern berief er sich auf die Rasse nicht im Sinne der Wahlpolitik oder der Bürgerrechtsbewegung, nicht im Sinne eines Beharrens auf Ethnizität oder Wiedergutmachung; Obama wollte seine gemischtrassige Herkunft vielmehr zum Sinnbild seines Bestrebens machen, eine breite Koalition von Unterstützern zu schaffen, die Amerikaner hinter einer Erzählung von moralischem und politischem Fortschritt zu einen. Er musste dabei nicht unbedingt der Held dieser Erzählung sein, sondern konnte einfach als ihr krönender Abschluss erscheinen. In den folgenden Monaten machte Obama schamlose Anleihen bei der Sprache und der Symbolik einer epochalen amerikanischen Bewegung und übertrug sie auf den Kampf um die Präsidentschaft.

Die Stadt Selma ist eine Siedlung, die sich um die trüben Fluten des Alabama-Flusses drängt. In der Zeit des Bürgerkrieges war Selma ein blühendes Industriezentrum und eine Waffenschmiede für die Armee der Konföderierten gewesen. Heute ist sie ein trister Ort mit 20 000 Einwohnern. In der Broad Street, der Hauptstraße

mit ihren öden Fassaden und angestaubten Billigkaufhäusern, trifft man normalerweise so gut wie keine Menschenseele. Die Afroamerikaner wohnen überwiegend in bescheidenen Häusern, langgestreckten schmalen Hütten und Wohnsiedlungen am östlichen Stadtrand; die Weißen wohnen zumeist im etwas wohlhabenderen Westen.

Ein Mal im Jahr kommt etwas Schwung in die Wirtschaft von Selma, anlässlich der historischen Gedenkfeiern. Die noch erhaltenen Häuser der Plantagenbesitzer aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg werden hauptsächlich wegen der wenigen Touristen, die noch immer kommen, gepflegt. Fans des Bürgerkrieges strömen Mitte April in die Stadt, um der für die Südstaaten Gefallenen zu gedenken und die Schlacht von Selma im Jahr 1865 nachzustellen, in der ein konföderierter General, ein besonders sadistischer Rassist namens Nathan Bedford Forrest, eine Niederlage erlitt. Die Schwarzen in der Stadt nehmen daran nicht teil, denn sie sehnen sich nicht nach den Zeiten der Konföderation zurück. Ein fast ausschließlich von Schwarzen bewohntes Siedlungsprojekt direkt am Rande der Stadt trug jahrzehntelang den Namen von General Forrest, der ein Sklavenhändler war und später Großer Hexenmeister des Ku-Klux-Klan wurde.

Nach dem Bürgerkrieg kamen schwarze Studenten an die Selma University, ein kleines theologisches Kolleg, und die Stadt, eine Stadt der Kirchen, wurde bekannt als ein Zentrum afroamerikanischen Predigens. Selma, schrieb Ralph Abernathy in seinen Memoiren, »war für viele von uns die ›Hauptstadt des Black Belt‹\*, ein Ort, wo sich intelligente junge Leute und gebildete ältere versammelten«. Doch wegen der weiterhin herrschenden Rassendiskriminierung wurde den Schwarzen in Selma noch in den sechziger Jahren bei der Wählerregistrierung eine Schreibleseprüfung und eine Kopfsteuer abverlangt; dadurch konnte sich

\* Schwarzer Gürtel, US-Region mit hohem Anteil an Afroamerikanern (Anm. d. Ü.).

kaum ein Schwarzer für die Wahl registrieren lassen. Vor den geringschätzigen Weißen im Registrierungsbüro sollten sie Fragen beantworten wie »Wie viele Seifenblasen sind in einem Riegel Seife?«.

Sheriff Jim Clark war für Selma das, was Polizeichef Bull Connor für Birmingham war; man konnte sich darauf verlassen, dass er gegen das geringste Anzeichen eines Protests gegen die Rassentrennung mit den brutalsten Mitteln vorging – und genau deshalb wurde Selma, als die Bürgerrechtsbewegung sich entwickelte, von den örtlichen Führern der Southern Christian Leadership Conference (SCLC) und des Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) im Kampf um das Wahlrecht zum Testfall erklärt.

Am 2. Januar 1965 kam Martin Luther King Jr. in die Brown Chapel, eine Backsteinfestung der African Methodist Episcopal Church, und erklärte der Gemeinde, Selma sei zu einem »Symbol des erbitterten Widerstands gegen die Bürgerrechtsbewegung im tiefen Süden« geworden. So wie Montgomery das Zentrum der ersten Busboykotte und des Kampfes für Bürgerrechte und gleichberechtigten Zugang zu öffentlichen Einrichtungen gewesen war, sollte Selma nach dem Willen von King und seinen Gefährten zum Ort der Schlacht um das Wahlrecht werden.

\*

Einen Monat vor dem Gedenktag war Barack Obama nach Selma eingeladen worden, und zwar von seinem Freund John Lewis, einem altgedienten Kongressabgeordneten aus Atlanta. Lewis, Ende sechzig, beleibt und kahlköpfig, war auf dem Kapitol und unter den Afroamerikanern nicht so sehr als Abgeordneter bekannt wie als ein allseits anerkannter *Griot*, ein moralisches Vorbild und ein runzlig gewordener Wahrheitskundler der Bürgerrechtsbewegung. Während der langen »konservativen Finsternis«, die mit Reagans erster Antrittsrede begann, sei es, so Lewis, besonders »schwer und wichtig« gewesen, eine fortschrittliche Politik

am Leben zu erhalten. »Und das konnte man nur, indem man weiterhin die Geschichte erzählte«, sagte er. Als King für die SCLC in Alabama organisierte, war Lewis Vorsitzender des SNCC gewesen. Lewis war bei fast jedem wichtigen Marsch dabei. Er war an der Spitze unzähliger Demonstrationen und bei Begegnungen mit John Kennedy und Lyndon Johnson im Oval Office an Kings Seite. Er war der jüngste – und militanteste – der vielen Sprecher auf dem Marsch auf Washington im Jahr 1963 gewesen; nun war er der einzige von ihnen, der noch lebte. John Lewis sei jeden Tag seines Lebens ein Held gewesen, sagten die Leute, aber jetzt fühlte er sich ganz unheroisch, unsicher, wen er unterstützen sollte: die Clintons, die ihn in all den Jahren »nie enttäuscht« hatten, oder einen talentierten jungen Mann, der sich dem Land im Jahr 2004 mit einer mitreißenden Rede auf dem Bostoner Nominierungsparteitag der Demokraten vorgestellt hatte. Anfangs gab Lewis Obama zu verstehen, er werde ihn unterstützen, aber andererseits appellierten die Clintons und ihr Kreis an seinen Sinn für Freundschaft und Loyalität – und ihnen war fast ebenso schwer zu widerstehen wie der Verlockung der Geschichte. Zu einer Wahl gedrängt, versprach Lewis sowohl den Clintons als auch Obama, in Kürze »eine Vorstandssitzung mit mir selbst« abzuhalten und dann zu entscheiden.

Aufgewachsen in Pike County, Alabama, war die Rassendiskriminierung für Lewis wie ein wohlbekannter, aber unheilbringender Nachbar. Er hatte sich als Junge so sehnlich fortgewünscht, dass er davon träumte, sich aus den Kiefern, die das Elternhaus umgaben, einen hölzernen Bus zu bauen und damit nach Kalifornien zu fahren. Seine Eltern waren Farmpächter, und er hatte neun Geschwister. Er wollte Prediger werden, und zum Üben stellte er sich vor den Hühnerstall im Hof und predigte den Hühnern. Er predigte ihnen sonntags und wochentags, er vermählte die Hähne mit den Hühnern, und er leitete das Begräbnis der Gestorbenen. (»Es hatte etwas Magisches, ja beinahe Mystisches, wenn einige Dutzend Hühner mich mit großen Augen anstarrten

und ich ihren Blick erwiderte, und alle waren mucksmäuschenstill. Ich hatte ein sehr spirituelles, fast religiöses Gefühl.«)

1950 hörte Lewis im Radio einen jungen Prediger aus Atlanta über den »Brief des Paulus an die amerikanischen Christen« reden. Es war Martin Luther King Jr., der sich als Paulus an die Christen, die weißen Christen, wandte und sie wegen ihres Mangels an Mitgefühl für ihre schwarzen Brüder und Schwestern verurteilte. Als er der Predigt lauschte, wollte Lewis auch ein Geistlicher werden wie Dr. King. Im selben Jahr noch schloss er sich einer Bewegung an, die ihren Anfang nahm, als eine Kaufhausangestellte namens Rosa Parks in Montgomery verhaftet wurde, weil sie in dem Bus zur Cleveland Avenue nicht ihren für Weiße reservierten Platz verlassen wollte. Als Seminarist an der Troy State University trainierte er in Arbeitskreisen gewaltlosen Widerstand, und er beteiligte sich an Aktionen gegen die Rassentrennung an Imbissstelen und Buswartehäuschen in Nashville und anderen Städten des Südens. Er erinnerte die anderen Demonstranten an die Lehren von Jesus, Gandhi, Thoreau und King, während man ihn als Hetzer und »Nigger« schmähte und jugendliche Schläger brennende Zigaretten gegen seinen Hals schnipsten. Als Teilnehmer an einem Freedom Ride wurde Lewis an der Greyhound-Station in Rock Hill, South Carolina, beinahe getötet. Er gewöhnte sich nach eigener Aussage beinahe daran, geschlagen, verhaftet und eingesperrt zu werden, es gehörte zu seinem regulären Dienst, und nach jedem Zwischenfall ruhte er ein wenig aus, so als habe er gerade einmal sein tägliches Arbeitspensum erledigt.

Es gehörte zu den köstlichsten Momenten meines Lebens, wenn ich an einem Ort wie Americus, Hattiesburg oder Selma – besonders Selma – aus dem Gefängnis entlassen wurde und das nächstgelegene Freedom House aufsuchte, wo ich mir eine ausgiebige Dusche gönnte. Mit Jeans und einem frischen Hemd versehen, ging ich anschließend in ein kleines Dew Drop Inn, ein kleines Lokal am Straßenrand mit einer Jukebox, und wenn

ich mir dann einen Hamburger und eine Flasche Sprudel bestellt hatte, ging ich hinüber zu der Jukebox und überlegte mir, welches von den Stücken, die sie dort hatten, ich mir für meine 25 Cent aussuchen sollte, denn das Stück musste *genau* passen ... Dann steckte ich endlich die Münze rein und drückte ein Stück von Marvin Gaye, Curtis Mayfield oder Aretha, setzte mich mit meinem Sandwich und ließ die Musik über mich hinwegfluten, durch mich *hindurch*fluten. Das war so toll, dass ich es nie vergesse.

John Lewis kannte Selma, kannte all seine kleinen Straßen, die Kirchen, die Cafés, das Hotel Albert, die gepflasterten Straßen in den weißen Stadtteilen, die Holzhütten und die George-Washington-Carver-Siedlungen, wo die Schwarzen wohnten. Er kannte natürlich Jim Clark, den Sheriff, und den Bürgermeister Joe Smitherman, der zwar nicht ganz so böse war wie Clark, aber dennoch spöttisch von »Martin Luther Coon«\* sprach. Auch nach Einführung des Bürgerrechtsgesetzes von 1964 gab es in Selma nur wenige Orte, wo Schwarze unbehelligt zusammenkommen konnten, besonders wenn bekannt war, dass sie sich zu politischen Zwecken trafen. Sie verabredeten sich in einigen bescheidenen Restaurants – Clay & Liston's, manchmal auch Walker's Café –, aber meistens versammelten sie sich in der Brown Chapel und der First Baptist Church, ein paar Häuser weiter.

Bei den Versammlungen und Gottesdiensten in der Brown Chapel kamen die Sprecher meistens aus der SCLC oder dem SNCC, der Urban League oder der NAACP, also aus den Mehrheitsgruppen der Bürgerrechtsbewegung, aber auch Malcolm X kam dort zu Wort. Anfang Februar 1965, als King in einer Gefängniszelle von Selma saß, sprach Malcolm in Selma die warnenden Worte: »Ich glaube, die Leute in diesem Teil der Welt täten gut daran, auf Dr. Martin Luther King zu hören und ihm zu geben,

\* »Coon« ist ein abschätziges Wort für Schwarze, wie »Nigger« (A. d. Ü.).



was er verlangt, und zwar rasch, bevor andere Gruppen aufkreuzen und das Problem auf ihre Weise lösen.«

King hatte im Dezember zuvor den Friedensnobelpreis erhalten, und er beschrieb die »schöpferische Schlacht«, welche »zweiundzwanzig Millionen Neger« gegen »die sternlose Mitternacht des Rassismus« schlugen. Jetzt, Anfang Februar, schrieb er aus seiner Gefängniszelle in Selma einen Brief, dessen Inhalt als Anzeige in der *New York Times* erschien:

Liebe Freunde,

als der König von Norwegen der Verleihung des Friedensnobelpreises an mich beiwohnte, ahnte er bestimmt nicht, dass ich innerhalb von weniger als sechzig Tagen im Gefängnis sitzen würde ... Durch das Einsperren von Hunderten von Negern hat die Stadt Selma, Alabama, dem Land und der Welt die fortbestehende Hässlichkeit der Rassentrennung vor Augen geführt. Als das Bürgerrechtsgesetz 1964 beschlossen wurde, haben viele anständige Amerikaner sich zufrieden zurückgelehnt, weil sie glaubten, jetzt seien die Zeiten des schwierigen Kampfes vorüber.

Warum sitzen wir im Gefängnis? Hat man von Ihnen jemals verlangt, hundert Fragen über unser Verfassungssystem zu beantworten, von denen einige so abstrus sind, dass selbst Politikwissenschaftler sie nicht verstehen, und das nur, damit Sie an der Wahl teilnehmen dürfen? Haben Sie jemals mit über hundert anderen einen ganzen Tag lang Schlange gestanden, um am Ende zu erleben, dass nicht einmal zehn den Test bestanden haben?

Ich bin in Selma, Alabama. Hier sitzen mit mir zusammen mehr Neger im Gefängnis, als in den Wählerlisten stehen.

Aber abgesehen vom Wahlrecht ist es in Selma schon nicht einfach, bloß eine Person zu sein. Von Journalisten befragt, ob eine Beschuldigte verheiratet sei, erwiderte Sheriff Clark: »Sie ist eine Niggerin, und vor ihrem Namen steht kein Miss oder Mrs.«

Das sind die USA im Jahre 1965. Wir sind im Gefängnis, nur weil wir diese Verhältnisse für uns und unser Land nicht mehr hinnehmen können ...

Mit freundlichem Gruß,

Martin Luther King Jr.

King wurde bald darauf freigelassen, aber Sheriff Clark und seine Leute setzten ihre Angriffe auf die Wahlrechtsdemonstranten in der Stadt fort, indem sie ihnen mit elektrischen Viehtreibern Stromschläge versetzten und sie ins Gefängnis warfen. Seit King in Selma angekommen war, hatten Clarks Leute viertausend Männer und Frauen eingesperrt. Lewis ließ Reportern in Selma eine handschriftliche Notiz zukommen, der zufolge Clark sich »im Grunde nicht anders« verhielt »als ein Gestapobeamter während des faschistischen Judenmords«. Bei einer Konfrontation auf den Stufen des Gerichtsgebäudes von Selma versetzte er Reverend C. T. Vivian, einem der Verbündeten Kings, einen so derben Faustschlag ins Gesicht, dass er sich einen Finger brach. Anschließend nahm er Vivian fest. Einige Wochen später schrieb King in der *New York Times*: »Kein Romanautor würde die Kühnheit besitzen, sich eine Figur auszudenken, die, mit einem Sheriffstern an der Spitze eines behelmten Aufgebots, einem Geistlichen ins Gesicht schlägt und sich dann stolz brüstet: ›Sollte ich ihn getroffen haben, so weiß ich von nichts.««

Bei einer nächtlichen Zusammenkunft in der nahen Stadt Marion schoss ein Nationalgardist einem jungen Armeeveteran und Zellstoffarbeiter namens Jimmie Lee Jackson zweimal in den Magen. (Jackson hatte fünfmal versucht, sich ins Wählerverzeichnis eintragen zu lassen.) Im Zuge dieser Auseinandersetzung wurde Jacksons Mutter Viola geschlagen, und sein 82 Jahre alter Großvater Cager Lee wurde ebenfalls verletzt, erklärte sich aber trotzdem bereit, an der nächsten Demonstration teilzunehmen. Jackson erlag nach einigen Tagen seinen Verletzungen.

Bei der Trauerfeier in der Brown Chapel erklärte King: »Jim-

mie Lee Jackson spricht zu uns aus dem Sarg, und er sagt uns, dass wir statt Vorsicht jetzt Mut brauchen ... Wir dürfen nicht verbittern, und wir dürfen nicht an eine gewaltsame Vergeltung denken.« James Bevel, einer der jüngsten Führer des SNCC, regte an, dass die Bewegung einen Marsch von Selma in die Hauptstadt Montgomery anführt, Jimmie Lee Jacksons Sarg auf den Stufen des Kapitols abstellt und von Gouverneur George C. Wallace Gerechtigkeit verlangt. Bevel war zuvor von Sheriff Clark mit einem Gummiknüppel geschlagen, in eine Gefängniszelle geworfen und aus einem Schlauch mit kaltem Wasser bespritzt worden.

Als Gouverneur Wallace erfuhr, was King und die anderen vorhatten, sagte er zu seinen Mitarbeitern: »Solange ich in diesem Staat Gouverneur bin, werde ich nicht zulassen, dass ein Haufen Nigger den Highway entlangspaziert.«

\*

Im Laufe der Jahre hat Lewis die Geschichte von dem Nachmittag des 7. März 1965, des »Blutigen Sonntags«, Hunderte von Malen erzählt. Am besten ist die Version in seinen Memoiren unter dem Titel *Walking with the Wind*:

Die Märsche, an denen ich im Laufe meines Lebens teilgenommen habe, kann ich nicht zählen, aber dieser unterschied sich von allen anderen. Er war nicht bloß diszipliniert. Er war traurig und gedämpft, fast wie ein Leichenzug ...

Man hörte keine Lieder, keine Rufe – nur die schlurfenden Schritte. Es hatte etwas Heiliges an sich, so als gingen wir einen geweihten Weg. Es erinnerte mich an Gandhis Marsch zum Meer. Dr. King sagte oft, es gebe nichts Mächtigeres als den Rhythmus marschierender Füße, und das hatten wir hier, die marschierenden Füße entschlossener Menschen. Nichts anderes war hier zu hören.

Lewis und Hosea Williams, ein junger Kamerad von der SCLC, führten den Marsch an, eine lange Kette von 600 Menschen in Zweierreihen. Lewis war damals 25, ein schlanker, schüchterner, aber dennoch entschlossener junger Mann in einem braunen Regenmantel, mit einem Rucksack, der ein Buch, eine Zahnbürste und ein paar Stück Obst enthielt (»für den Fall, dass ich im Gefängnis Hunger bekam«). Lewis und Williams führten die Menge von der Brown Chapel, vorbei an einem Siedlungsprojekt, zu dem sich wölbenden Bogen der Edmund Pettus Bridge. (Pettus war der letzte konföderierte General, der dem US-Senat angehörte.) Auf dem Scheitelpunkt der Brücke machten Lewis und Williams halt. 600 Männer, Frauen und Kinder hinter ihnen blieben stehen.

Unten am anderen Fuß der Brücke stand uns ein Meer von blau behelmten und blau uniformierten Nationalgardisten des Staates Alabama gegenüber, eine Reihe hinter der anderen, quer über den US-Highway 80 von einer Seite zur anderen, Dutzende von kampfbereiten Gesetzeshütern ... Auf der einen Seite bemerkte ich neben der Straße eine Menge von rund hundert Weißen, die lachten und schrien und die Flagge der Konföderation schwenkten.

Hosea Williams schaute hinunter ins Wasser und fragte Lewis: »Kannst du schwimmen?« Er konnte es nicht.

Sie nahmen ihren Marsch wieder auf. Lewis erinnert sich: »Die einzigen Geräusche, die wir hörten, waren unsere Schritte auf der Brücke und das Schnauben eines Pferdes vor uns.« Die Nationalgardisten streiften sich Gasmasken über. Hinter ihnen befanden sich noch viele weitere weiße Männer; Clark hatte Freiwillige aus dem gesamten Dallas County verpflichtet, ein Aufgebot, das mit Peitschen und Gummiknüppeln bewaffnet war. Einer fuchtelte sogar mit einem Gummischlauch, der mit Stacheldraht umwickelt war.

Der befehlshabende Beamte, Major John Cloud, sagte zu Lewis, die Demonstranten bildeten eine »unrechtmäßige Versammlung«,

die »der öffentlichen Sicherheit nicht dienlich« sei. Cloud forderte Lewis und Williams auf, kehrtzumachen und »in Ihre Kirche oder Ihre Häuser zurückzugehen«.

»Dürfen wir mal kurz mit dem Major sprechen?«, fragte Williams.

»Da gibt es nichts zu besprechen«, sagte Cloud und gab ihnen zwei Minuten, um die Versammlung aufzulösen.

Lewis war klar: Vorwärtsgen wäre zu aggressiv gewesen, Zurückweichen unmöglich. Und so sagte er zu Hosea Williams: »Wir sollten uns hinknien und beten.«

Sie drehten sich um und sagten den anderen Bescheid. Hunderte sanken auf die Knie.

Doch sechzig bis siebzig Sekunden nach seinem Befehl, die Versammlung aufzulösen, verlor Cloud die Geduld und befahl seinen Männern: »Garde, vorwärts marsch!«

Lewis erinnerte sich an das schreckliche Geräusch der vorrückenden Nationalgardisten.

Das Stampfen der schweren Stiefel der Gardisten, das aufrührerische Geschrei der weißen Zuschauer, das Hufgetrappel der Pferde auf dem harten Asphalt der Landstraße, die schrille Stimme einer Frau: »Macht sie fertig, die Nigger!«

Und dann waren sie da. Der erste der Gardisten stürzte sich auf mich, ein großer, kräftiger Mann. Wortlos holte er mit seinem Knüppel aus und traf mich an der linken Kopfseite. Ich spürte keinen Schmerz, nur den dumpfen Aufprall des Schläges und wie meine Beine nachgaben. Ich hob einen Arm – eine Reflexbewegung –, während ich mich in der Haltung des »Gebets um Schutz« zusammenrollte. Und dann schlug mich derselbe Nationalgardist noch einmal. Und alles fing an, sich um mich zu drehen.

Ich hörte ein Geräusch wie Schüsse. Und dann stieg ringsum eine Rauchwolke auf.

Tränengas.

Ich hatte noch keine Erfahrung mit Tränengas. Dies war, wie ich später erfuhr, eine besonders giftige Art, genannt C-4, die Übelkeit erzeugt.

Ich begann zu würgen und zu husten. Ich bekam keine Luft mehr. Ich hatte das Gefühl, als täte ich meinen letzten Atemzug. Wenn es in meinem Leben jemals einen Grund gab, in Panik zu geraten, dann war es damals. Aber es kam nicht dazu. Ich weiß noch, wie seltsam ruhig ich mich bei dem Gedanken fühlte: Jetzt ist es so weit. Hier werden Menschen sterben. Hier werde *ich* sterben.

Dutzende von Demonstranten wurden zum Good Samaritan Hospital gebracht, dem größten schwarzen Krankenhaus in Selma. Der Rest zog sich in die Brown Chapel zurück, rennend, stolpernd, nach Luft ringend. Manche hielten an und versuchten, sich mit Wasser aus Pfützen auf der Straße die brennenden Augen auszuspülen. Doch Polizisten und Bürgerwehr setzten ihre Treibjagd bis an die Kirchentür fort – und manchmal bis hinter die Tür. Bei der First Baptist Church schleuderte ein Mitglied der Bürgerwehr einen jugendlichen Protestierer durch ein Kirchenfenster. In der Brown Chapel füllten sich die Bänke mit blutenden, weinenden Menschen.

John Lewis hatte einen Schädelbruch. Sein Regenmantel war bespritzt mit Schmutz und seinem eigenen Blut. Aber er war noch bei Bewusstsein und konnte sich irgendwie bewegen. Er wollte nicht in das Good Samaritan, sondern lieber zur Brown Chapel. Dort angelangt, trat er auf die Kanzel und sagte zu seinen Mitdemonstranten: »Ich weiß nicht, wie Präsident Johnson Truppen nach Vietnam schicken kann. Ich verstehe nicht, wie er Truppen in den Kongo schicken kann. Ich verstehe nicht, wie er Truppen nach *Afrika* schicken kann, aber nicht nach Selma, Alabama.«

»Sag's!«, riefen die Marschierer. »Sprich weiter!«

»Wenn wir das nächste Mal marschieren«, erklärte Lewis, »müssen wir, wenn wir nach Montgomery kommen, möglicher-

weise weitergehen. Wir müssen möglicherweise weitergehen bis nach *Washington*.«

An jenem Abend gegen neun Uhr Ostküstenzeit unterbrach der Sender ABC die Ausstrahlung des Films *Judgment at Nuremberg* für einen, wie es in der Ansage hieß, »langen Filmbericht über den Angriff auf dem Highway 80«. ABC hatte an jenem Abend eine riesige Zuschauerbeteiligung – rund 48 Millionen –, und die Nachrichtensendung dauerte fünfzehn Minuten, bis der Film fortgesetzt wurde.

Der »Bloody Sunday« war wohl der wichtigste Akt gewaltlosen Widerstands seit 1930, als Mahatma Gandhi 78 weitere seiner *Satyagrahi* (»Kämpfer für die Kraft der Wahrheit«) in einem 23 Tage dauernden Marsch von seinem Ashram in die Küstenstadt Dandi führte, um gegen die britische Herrschaft und die koloniale Salzsteuer zu protestieren. Millionen von Amerikanern wurden durch das Bild von friedlichen Protestierern, die in Selma mit Knüppeln geschlagen und mit Gas bekämpft wurden, aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt, so wie Gandhi mit seiner Aktion die Inder beflügelt und die Briten entnervt hatte.

Am 15. März hielt Präsident Johnson in einer gemeinsamen Sitzung des Kongresses eine Rede, in der er so eindringlich wie kein amtierender Präsident zuvor die Bürgerrechte bekräftigte. Von 1937 bis 1956 hatte Johnson dem Repräsentantenhaus und dem Senat angehört, und in diesen zwanzig Jahren hatte er gegen alle Gesetze gestimmt, die den Schwarzen helfen sollten, darunter auch Maßnahmen gegen den Lynchmord. Johnson war, wie Robert Caro in seiner mehrbändigen Biographie Johnsons deutlich macht, zutiefst geprägt von seiner Erfahrung als junger Mann in Cotulla, Texas, wo er arme mexikanisch-amerikanische Kinder unterrichtete, aber erst Mitte der fünfziger Jahre »wiesen«, wie Caro schreibt, »Ehrgeiz und Mitgefühl endlich in dieselbe Richtung«, und er begann, sich für Bürgerrechte einzusetzen. An jenem Abend erklärte Johnson: »Gelegentlich treffen Geschichte und Schicksal an einem bestimmten Zeitpunkt und einem be-

stimmten Ort zusammen und bilden einen Wendepunkt in dem nicht endenden Streben des Menschen nach Freiheit. So war es in Lexington und Concord. So war es vor einem Jahrhundert in Appomattox. So war es letzte Woche in Selma, Alabama.« Er sagte, selbst wenn es dem Land gelingen sollte, seinen Reichtum zu verdoppeln und »die Sterne zu erobern«, würden wir, »wenn es sich diesem Problem nicht gewachsen zeigt, als Volk und als Nation versagt haben«. Das von ihm eingebrachte Wahlrechtsgesetz werde sich als unzureichend erweisen, wenn es dem Land erlaube, nachzulassen in seinem Streben nach Gerechtigkeit für die Männer und Frauen, deren Vorfahren auf Sklavenschiffen nach Amerika gekommen waren.

Was in Selma geschah, ist Bestandteil einer weit größeren Bewegung, die in jeden Teilbereich und jeden Staat Amerikas hineinreicht. Es ist das Bestreben amerikanischer Neger, sich der uneingeschränkten Wohltaten des amerikanischen Lebens zu versichern.

Ihre Sache muss auch unsere Sache sein. Denn es sind nicht nur die Neger, sondern im Grunde wir alle, die die lähmende Hinterlassenschaft von Fanatismus und Ungerechtigkeit überwinden müssen. Und wir *werden* sie überwinden.

King weinte, als er an jenem Abend in Selma Johnson im Fernsehen sah. Sechs Tage später, am 21. März, brachen King und Lewis mit Tausenden von Teilnehmern von der Brown Chapel zu einem friedlichen Marsch nach Montgomery auf, der »Wiege der Konföderation«. Fünf Tage später erreichten sie die Hauptstadt, und als King auf dem Platz vor dem Regierungssitz zu der Menge sprach, spötte Gouverneur Wallace durch die Jalousien seines Amtszimmers. Die Rassentrennung, erklärte King, liege »im Sterben«. Bomben- und Brandanschläge auf Kirchen oder das Verprügeln von Geistlichen werde sie nicht abschrecken. »Wir sind jetzt auf dem Weg!«, sagte King. Und sein Ziel, »unser Ziel«, sei

nicht, den weißen Mann zu besiegen oder zu erniedrigen, sondern vielmehr »seine Freundschaft und sein Verständnis zu gewinnen« und eine Gesellschaft zu erreichen, »die mit ihrem Gewissen im Reinen ist«:

Ich weiß, dass ihr heute fragt: »Wie lange wird es dauern?« ... Ich sage euch an diesem Nachmittag: So schwierig der Moment auch ist und so frustrierend die Stunde, wird es doch nicht mehr lange dauern, bis die niedergedrückte Wahrheit sich wieder erheben wird.

Wie lange? Nicht lange, weil keine Lüge ewig leben kann.

Wie lange? Nicht lange, weil ihr ernten werdet, was ihr gesät habt ...

Wie lange? Nicht lange, weil der Bogen des moralischen Universums zwar lang ist, sich aber doch zur Gerechtigkeit neigt.

\*

Dieser letzte Refrain wurde zu Barack Obamas Lieblingszitat. Als er vorgetragen wurde, war Barack drei Jahre alt. Im Laufe der Jahre las Obama die führenden Texte der schwarzen Befreiungsbewegung: die Erzählungen der Sklaven; die Reden von Frederick Douglass, Sojourner Truth, Marcus Garvey, Martin Luther King, Fannie Lou Hamer, Ella Baker und Malcolm X; die wichtigen Urteilsbegründungen zur Aufhebung der Rassentrennung und die Memoiren von John Lewis. Die Bilder der schrecklichsten und der triumphalen Momente in der Geschichte der Bewegung – Hunde, die an Marschierenden zerren, King auf den Stufen des Lincoln Memorial, seine Ermordung auf dem Balkon des Lorraine Motel in Memphis – liefen, wie er sagte, »in Schwarzweiß« vor seinem inneren Auge ab, erregten seine Phantasie und vertieften seine Sehnsucht nach einer festen Identifikation mit der Gemeinschaft und der Geschichte der Afroamerikaner und nach einem Sinn seines Lebens. Die Rassenidentität war für Obama sowohl vorge-

geben als auch selbsterwählt; er strebte nach ihr, er erlernte sie. Umgeben von einer liebevollen weißen Mutter und verständnisvollen weißen Großeltern, größtenteils aufgewachsen auf einer multi-kulturellen Insel, wo der einzige fehlende Farbton sein eigener war, musste Obama nach einem selbstgewählten Studium, nach eigenen Beobachtungen und sogar mit einer gewissen Anmaßung auf diese Identität pochen. Während des Jurastudiums auf Besuch in Chicago las Obama, wie ein Freund bemerkte, *Parting the Waters*, den ersten Band der großartigen Geschichte der Bürgerrechtsbewegung von Taylor Branch. Nur wenige Jahre zuvor hatte er noch heftig um seine Identität gerungen, doch dieses Buch fand seine ungeteilte Zustimmung, und er sagte mit voller Überzeugung: »Ja, das ist *meine* Geschichte.«

\*

Im Januar 2007, einen Monat vor Obamas offizieller Bekanntgabe seiner Kandidatur für das Präsidentenamt, zeigten die Umfragen, dass Hillary Clinton fest mit den Stimmen der Afroamerikaner rechnen konnte. Damals wussten nicht alle Afroamerikaner, wer Obama war, und unter denjenigen, die es wussten, gab es etliche, die entweder eine nochmalige symbolische schwarze Kandidatur fürchteten, einen weiteren Fall Shirley Chisholm oder Jesse Jackson, oder treu zu den Clintons hielten.

Afroamerikaner wissen, dass es im Nominierungsprozess vor allem auf ihre Stimmen ankommt. »Die Schwarzen haben heute ein erhebliches politisches Machtpotential«, schrieb Dr. King 1963 in seinem Buch *Why We Can't Wait* (dt.: *Warum wir nicht warten können*). »In South Carolina zum Beispiel war es der Vorsprung von zehntausend Stimmen, der Präsident Kennedy 1960 zum Sieg verhalf – es waren die schwarzen Stimmen ... Man bedenke, welche politische Macht entstünde, wenn die Millionen Amerikaner, die 1963 marschiert sind, ihre Energie auch noch in den Wahlvorgang selbst investieren würden.« Die Vorhersage, die King noch

vor der Verabschiedung des Wahlrechtsgesetzes und der Registrierung von vielen hunderttausend weiteren schwarzen Wählern machte, wurde zu einem politischen Axiom der Demokratischen Partei.

Niemand kannte diese Überlegungen besser als Bill Clinton. Als weißer Südstaatler hatte er die schwarze Kultur in sich aufgenommen, schwarze Autoren gelesen, sich mit schwarzen Freunden umgeben – ein scharfer Kontrast zu fast allen seinen Vorgängern. Der auf vielen Sendern präsente schwarze Radiomoderator Tom Joyner erinnerte daran, wie Clinton im Jahr 1996 Rosa Parks die Freiheitsmedaille des Kongresses überreichte und Jessye Norman in der Feierstunde »Lift Every Voice and Sing« anstimmte, die von James Weldon Johnson verfasste Hymne, die gemeinhin als Nationalhymne der Schwarzen bezeichnet wird. An diesem großen Tag waren alle schwarzen Würdenträger zugegen, und alle erhoben sich und sangen laut und stolz die erste Strophe mit, erinnerte sich Joyner. »Als wir zur zweiten Strophe kamen, fielen etliche Stimmen aus. Die meisten überließen das Singen Miss Norman, die den Text des Liedes vor sich hatte. Der einzige im Raum, der jedes Wort jeder Strophe auswendig sang, war Bill Clinton. Die dritte Strophe sangen er und Jessye Norman im Duett.«

Bill Clinton, schrieb Toni Morrison 1998, auf dem Höhepunkt des Skandals um Monica Lewinsky und der anschließenden Parade der Scheinheiligkeit, im *New Yorker*, sei »ungeachtet seiner weißen Haut« der »erste schwarze Präsident«, ein aus ärmlichen Verhältnissen stammender Südstaatler, ein »Junge, der Saxophon spielt und der McDonald's und Junkfood mag«, der erste Führer des Landes, der zu afroamerikanischen Freunden, Kirchen und Gemeinden eine echte, ungezwungene Beziehung habe.

Im Januar führte Hillary Clinton gemäß einer Umfrage von *Washington Post* und ABC unter den Afroamerikanern drei zu eins. Obama hatte bislang nicht die Unterstützung führender Bürgerrechtler gewinnen können. Auf öffentlichen Foren und im In-

ternet wurde ständig negativ über ihn geredet, wurde Unfug über seinen Patriotismus und seine linken Verbindungen verbreitet, und es wurde behauptet, er sei in Indonesien in einer Koranschule unterrichtet und indoktriniert worden. Führende Bürgerrechtler der älteren Generation wie Jesse Jackson und Al Sharpton, die sich nicht gern von einer neuen Generation überbieten lassen wollten, gaben ihre Besorgnis dadurch zu erkennen, dass sie Barack Obama über die Frage des wahren Schwarzseins aufzuklären versuchten. »Die bloße Tatsache, dass du unsere Hautfarbe hast, macht dich noch nicht zu einem von uns«, sagte Sharpton.

Obama und seine engsten Mitarbeiter erinnerten sich, dass er sich 2004, als der Kampf um einen Platz im Senat von Illinois begann, in einer ähnlichen Lage befunden hatte; damals fühlten sich viele städtische Schwarze anfangs wohler bei den altvertrauten Parteiapparatschiks, während viele Weiße alles eher akzeptierten als einen Schwarzen mit einem fremd klingenden Namen, der sich auf den Vornamen des berüchtigtsten Terroristen der Welt reimte. »Das hatten wir schon«, erinnerte sich David Axelrod, Obamas Chefstrategie. »Aber bei einem Präsidentschaftswahlkampf muss man sich klarmachen, dass zwischen der Ankündigung und dem ersten realen Kampf bei den Vorwahlen in Iowa fast ein Jahr liegt, so dass man in der Zwischenzeit eine ganze Reihe von Probekämpfen hat.« Der erste dieser Probekämpfe war Selma.

Eine Woche vor dem Ereignis erfuhr Clintons Wahlkampfteam, dass Obama in der Brown Chapel sprechen würde. Eilig wurde vereinbart, dass Hillary Clinton drei Straßen weiter, in der First Baptist Church, sprechen konnte. Artur Davis, ein afroamerikanischer Kongressabgeordneter aus Alabama, der mit Obama befreundet war, sagte, Hillary Clinton sei sich darüber im Klaren gewesen, dass sie nach Selma kommen musste: »Nur auf dieser Bühne konnte sie zeigen, dass sie den Kampf um die Stimmen der Schwarzen ernst nimmt.« Der Expräsident werde auch kommen und in die »Ruhmeshalle« des National Voting Rights Museum eingeführt werden.

Bill Clinton war klug genug zu wissen, dass seine Frau mit ihrem Auftritt in Selma in den Medien bestenfalls mit einem undramatischen Unentschieden abschneiden konnte, wenn sie sich keinen Patzer erlaubte. Man hatte ihm geraten, sich in Selma mit eigenen Äußerungen möglichst zurückzuhalten, um nicht die Aufmerksamkeit von seiner Frau abzulenken. Als er und Hillary im Februar 2006 Seite an Seite auf der Beerdigung von Coretta Scott King [der Witwe von Martin Luther King] sprachen, hinterließ er einen vorzüglichen, herzlichen Eindruck und war nach Meinung vieler ebenso gut wie die besten schwarzen Prediger, die an diesem Tag auf der Kanzel standen. Dagegen wirkte Hillary, die unmittelbar nach ihm sprach, steif, unbeholfen und förmlich. Bill Clinton sagte mir, er habe, als er die vergleichenden Berichte über ihrer beider Reden las, zu Hillary gesagt: »Wenn wir beide auf dem Jahrgangstreffen des Wellesley College sprechen würden, würdest du vermutlich mehr Zuspruch bekommen. Du darfst auf diese Sache nichts geben. Dies ist mein Leben. Ich bin in diesen Kirchen groß geworden. Ich kannte in dieser Kirche mehr Leute beim Vornamen als am Ende meines ersten Studienjahrs an der Uni. Dies ist mein Leben. In diesen Dingen musst du nicht besser sein als ich. Du musst nur besser sein als *alle anderen* sonst.«

In der First Baptist Church sprach Hillary Clinton ernst und gut. (Ihr Mann war bei der Rede nicht zugegen.) Ihr Ziel war, die Bewegung voranzubringen und sich selbst in ihrer Mitte zu verorten. »Nach all der Mühe, die es gekostet hat, die Schreibleseprüfungen und die Kopfsteuern loszuwerden, müssen wir wach bleiben, denn unser Marsch muss weitergehen«, sagte sie in ihrer Rede. »Wie können wir rasten, wenn Armut und Ungleichheit weiterhin zunehmen?«

Clinton verknüpfte die Geschichte von Selma und den Bürgerrechten mit einer Schilderung der amerikanischen Emanzipation, deren Lektionen und Implikationen sie verallgemeinernd auch auf sich selbst bezog. Das Wahlrechtsgesetz sei ein Triumph für alle Männer und Frauen, betonte sie. »Heute gibt es Senator Obama

die Chance, für die Präsidentschaft zu kandidieren. Und seiner Logik und seinem Geiste nach gibt es Gouverneur Bill Richardson die Chance, als Hispanic zu kandidieren. Und diese Chance gibt es auch mir.« Die schriftliche Fassung war hier und da überzeugender als der mündliche Vortrag, besonders als Clinton, die aus dem Norden von Illinois stammt, damit anfang, die Wortenden zu verschleifen, wie es im Süden üblich ist, und sich wie Blanche DuBois zu geben. Warum dieser eigenartige Zungenschlag? Einige der schwarzen Kritiker Obamas, besonders diejenigen, die mit der Kirche und der Abstammung der Sprecher aus der Zeit der Bürgerrechtsbewegung vertraut sind, erklärten, auch er habe kein natürliches Talent für die Kanzel, und seine Versuche, die Rhetorik des Sakralen mit der Rhetorik der Straße – einer traditionellen Sprache der Befreiung und der Ermahnung – zu verknüpfen, klangen zuweilen forciert. Aber man musste kein Fachmann sein, um aus Clintons Stimme herauszuhören, dass sie sich besondere Mühe gab. Sie war aufrichtig, sie war bemüht, aber den Sieg des Tages errang sie in Selma nicht.

\*

Auf den Bänken der Brown Chapel saßen dichtgedrängt Männer und Frauen, die entweder beim Blutigen Sonntag dabei gewesen waren oder später eingetroffen waren, um mit Dr. King nach Montgomery zu marschieren. Drei führende Mitarbeiter von King – John Lewis, C. T. Vivian und Joseph Lowery – waren da und hatten hinter Obama Platz genommen. Reverend Lowery, mittlerweile 85 und eine beherrschende Figur in den schwarzen Kirchen von Atlanta, sah in Obama so etwas wie ein Wunder. Es konnte nur ein Wunder sein, wenn weiße Amerikaner, ja sogar weiße Südstaatler bereit waren, endlich für einen Schwarzen zu stimmen. Wie konnte er ihn da abweisen? Lowery war in den neunziger Jahren ebenfalls ein glühender Anhänger von Bill Clinton gewesen, aber die politische Lage war nun eine andere. Lowery

hatte zu viel durchgemacht, um zu zögern, wenn es um Obama ging. 1963 war er mit knapper Not einem Bombenanschlag auf sein Hotelzimmer in Birmingham entronnen. 1979 hatten Klansmänner in weißen Laken in Decatur, Alabama, das Feuer auf ihn eröffnet, als er gegen die Inhaftierung eines geistig behinderten Schwarzen protestierte, dem man vorwarf, eine weiße Frau vergewaltigt zu haben. In Selma entschied er: »Ich hatte einen Kandidaten.«

Das Problem war nur, dass Lowery diesem Kandidaten in der Brown Chapel beinahe die Show gestohlen hätte. Nach Lewis' eher gelassener Begrüßung ging er zur Kanzel, mit vorsichtigen Schritten, und seine Stimme war kratzig und angestrengt, doch er wirkte listig und energiegeladen, und der Schalk blitzte ihm aus den Augen. Anfangs machte das einen irgendwie verwirrten Eindruck, wie die ersten Takte einer modernen Komposition, die sich einer Auflösung entziehen, als Lowery von all den »verrückten« Dingen zu sprechen begann, die ihm letzthin zugestoßen waren, so zum Beispiel der »Verrücktheit«, dass er, ein methodistischer Prediger, in einer katholischen Kirche für die Gesundheit eines muslimischen Predigers gebetet hatte; oder der »Verrücktheit«, dass ein muslimischer Kongressabgeordneter in einer Kirche christliche Lieder gesungen hatte. Doch dann kam allmählich Sinn in die Musik und die dahinter steckende Idee:

Als Harriet Tubman heimlich zwischen New York und dem Süden hin- und herreiste, war das verrückt, verrückter ging's nicht – aber es war eine *gute* Verrücktheit. Und als Paulus dem Agrippa predigte, sagte Agrippa: »Paulus, du bist verrückt.« Aber es war eine *gute* Verrücktheit.

Und ich sage heute, wir brauchen mehr Leute in diesem Land mit einer guten Verrücktheit. Wer weiß, was passieren wird, wenn die gut verrückten Leute zur Wahl gehen ...

Ich will euch erzählen, was *gute* Verrücktheit bewirken kann. Neulich hatte ein Mann auf dem Bahnsteig der New Yorker

U-Bahn eine gute Verrücktheit. Er schaute hinunter auf die Gleise und sah dort einen Bruder mit dem Gesicht nach unten liegen. Ein sich nähernder Zug drohte ihn zu überfahren. Da sprang er hinunter, zwischen die Gleise. Und ich bat einen Freund von mir: Geh hin und miss mal, wie tief das ist. Die maximale Tiefe, die mir genannt wurde, betrug 66 Zentimeter. Es ist vollkommen unmöglich, dass in 66 Zentimetern ein Mann über einen anderen passt und der Zug beim Drüberfahren nur so viel berührt, dass er ein bisschen Fett auf der Mütze hinterlässt ...

Dieser *selbe* Gott ist heute hier. Etwas Verrücktes kann in diesem Land passieren. O Herr!

Während der fünfminütigen Ansprache von Lowery wirkte Obama zumeist versonnen, so als wäre er mit seinen Gedanken woanders, aber als Lowery mit den Händen zu fuchteln begann, als seine Predigt in Schwung kam, als sie lustiger wurde, als klarer wurde, dass die wirklich »gut verrückte« Idee hinter dem Ganzen die mögliche Wahl eines Schwarzen zum Präsidenten war, fing Obama an zu lachen und zu klatschen wie alle anderen. Als Lowery davonstakste und das Lachen und der Beifall noch immer anschwellen, machte sich ungeheure Heiterkeit auf Obamas Gesicht breit. Lowery hatte nicht nur die optimalen Bedingungen für seinen Auftritt geschaffen – er hatte die Leute regelrecht in Fahrt gebracht. »Barack sagte mir, ich hätte ihm die Schau gestohlen«, sagte Lowery später, »aber das war, ganz ehrlich, nicht meine Absicht.«

\*

Lange vor der Rede, die Obama landesweite Beachtung verschaffte – der Grundsatzrede auf dem demokratischen Nominierungsparteitag im August 2004, als er noch Senator von Illinois war –, hatte Obama in ganz Illinois auf Versammlungen gesprochen und dort seine persönliche Geschichte erzählt: von seiner familiären



Herkunft, seiner Entwicklung als Gemeinwesenarbeiter und als Student, seiner Dankbarkeit gegenüber früheren Generationen, seiner Entwicklung als Staatsdiener. Er lernte, daraus eine emblematische Geschichte zu machen: Meine Geschichte ist *eure* Geschichte, eine *amerikanische* Geschichte. Obama stellte sich nicht als eine Ausnahmeerscheinung dar; es gibt Millionen von Amerikanern mit einer komplexen Herkunft und Identität, bei denen Rasse, Nationalität und Ursprünge sich kreuzen. Obama trug eine andere Idee vor: Er würde der erste Präsident sein, der die Vielfalt des amerikanischen Lebens verkörperte.

Obama war in der Lage, sein Auftreten der Situation anzupassen, ohne sein eigenes Wesen zu opfern. Sein Akzent und Tonfall richtete sich nach dem jeweiligen Publikum: Bei einem Essen mit Vertretern der Wirtschaft im Geschäftsviertel von Chicago wählte er einen nüchtern-sachlichen Ton; sprach er in der Provinz bei einem Veteranenverein, schlug er einen volkstümlicheren Ton an; in einer schwarzen Kirche ahmte er die Rede der Pastoren nach. Obama ist mehrsprachig, ein Gestaltwandler. Das ist keine zynische Gabe, und es ist nicht rassistisch, darauf hinzuweisen. Der größte aller amerikanischen Redner, Martin Luther King Jr., machte es nicht anders: Wenn er in der Ebenezer Baptist Church predigte, wählte er einen anderen Rhythmus, andere Metaphern und einen anderen Bezugsrahmen als bei seiner Rede auf den Stufen des Lincoln Memorial vor einer gemischtrassigen Versammlung aus allen Teilen des Landes. King und andere Prediger konnten bald Tillich und ein anderes Mal den Blues zitieren, bald Keats und Carlyle beschwören und ein anderes Mal von den Propheten sprechen. An diesen rhetorischen Zauber, diese Flüssigkeit des Stils reichte Obama nicht entfernt heran, aber für einen Politiker besaß er unlegbar Talent. Gleich dem Einwandererkind, das zu Hause eine Sprache, in der Schule eine andere und mit seinen Freunden wieder eine andere spricht und trotzdem es selbst bleibt, gestaltete Obama seine Sprechweise, wie es der Augenblick verlangte. Es hatte Jahre gedauert, bis er diese Kunst beherrschte.

Obamas Rede in Selma war aufgebaut wie eine Sonntagspredigt. Sie begann mit einem Wort des Dankes an die Älteren im Raum: Lowery, Vivian, Lewis und den Geist von Dr. King. Dann kam das rituelle Eingeständnis seiner »Vermessenheit«, sich nach so kurzer Zeit in Washington um die Präsidentschaft zu bewerben. Anschließend erwähnte Obama eine unanfechtbare Autorität, die ihn unterstützte, und das war ein Prediger, den alle in der Brown Chapel kannten: Reverend Otis Moss Jr. aus Cleveland, eine gewichtige Gestalt in der schwarzen Kirche, Kurator von Morehouse College, ehemaliger Co-Pastor mit Martin Luther King Sr., an der Ebenezer Baptist Church in Atlanta; dieser, sagte er, habe ihm einen Brief geschrieben, aus dem er zitierte: »Wenn es dort Leute gibt, die am Sinn deiner Bewerbung zweifeln, dann sag ihnen einfach, sie sollten die Geschichte von Josua lesen, denn du gehörst zu der Josua-Generation.« Obama bestieg also die Kanzel mit einer Segensbotschaft eines geistigen Vaters der Bürgerrechtsbewegung. Und es gab noch einen Zusammenhang: Moss' Sohn, Otis Moss III., sollte in Kürze Obamas Pastor, Reverend Jeremiah Wright, an der Trinity United Church of Christ in der South Side von Chicago ablösen.

Von den Anfängen der schwarzen Kirche bis hin zur Bürgerrechtsbewegung haben Prediger immer wieder das Bild von Moses und Josua als ein Gleichnis für den Kampf und die Befreiung bemüht, und dabei haben sie die jüdischen Sklaven im Ägypten des Pharaos ausdrücklich mit den schwarzen amerikanischen Sklaven auf den Plantagen des Südens verglichen. Zora Neale Hurston schrieb in *Moses, Man of the Mountain* von einem Moses, der einem abweisenden Pharaos streitbar und mit Autorität entgegentritt. Dieser Moses, der die Freilassung der Israeliten erreicht, deutet hin auf eine andere mosaische Gestalt, Martin Luther King Jr., und ein Ruf steigt empor: »Endlich frei! Endlich frei! Dank sei dir, allmächtiger Gott, ich bin endlich frei!« Für Prediger wie King gab es keinen Unterschied zwischen Gottes Versprechen an die »Kinder Israels« und dem Gleichheitsversprechen, das in der Un-

abhängigkeitserklärung und der Emanzipationsproklamation niedergelegt war. King bekräftigte seine Rolle als der Moses ähnelnde Bannerträger für die Millionen schwarzer Männer und Frauen, »die davon träumten, dass es ihnen eines Tages gelingen könnte, das Rote Meer der Ungerechtigkeit zu durchqueren und ihren Weg in das Gelobte Land der Integration und der Freiheit zu finden«. Und wie jeder in der Brown Chapel wusste, hatte King wie Moses seinen Auftrag nicht vollenden können. King hatte sogar eine Vorahnung seines Martyriums:

Ich möchte nur Gottes Willen tun. Er hat mir erlaubt, auf den Berg zu steigen. Und ich habe hinübergesehen. Ich habe das Gelobte Land gesehen. Vielleicht gelange ich nicht dorthin mit euch. Aber ihr sollt heute Abend wissen, dass wir, als ein Volk, in das Gelobte Land gelangen werden.

Vierzig Jahre später, vierzig Jahre der Wanderung durch die Wüste nach der Ermordung Kings, zollte Obama den anderen »Moses«-Gestalten im Raum seinen Tribut – nicht nur den berühmten, sondern auch dem Fußvolk und den Toten. Und um seine Botschaft über die Rasse und über Selma hinaus zu verallgemeinern, betonte er, dass diese Moses-Gestalten »nicht nur im Interesse der Afroamerikaner, sondern von ganz Amerika« gegen »Pharao« gekämpft hatten. An die Rede von Lincoln in Gettysburg anknüpfend, sagte Obama, diese Menschen hätten nicht nur Hohn und Demütigung erlitten, sondern »in manchen Fällen das höchste Maß an Hingabe bewiesen«.

Die Mutter und die Großeltern, bei denen Obama aufgewachsen war, waren weltlich eingestellt, aber er hatte, seit er in seinen Zwanzigern war, unzählige Stunden in schwarzen Kirchen verbracht, zuerst als Gemeinwesenarbeiter, dann als Gemeindeglied, und wie die Prediger der vor den Sklavenhaltern verborgenen schwarzen Frühkirche benutzte er die symbolmächtige biblische Geschichte von Knechtschaft und Befreiung, um einen Umstand

zu beschreiben, der zugleich ein persönlicher (»*meine* Geschichte«) als auch ein stammesmäßiger, nationaler und universaler war. Diese biblische Erzählung verknüpfte er mit dem Kampf der ersten Bürgerrechtler:

Sie führten sie durch das Meer, von dem die Leute glaubten, es könne nicht geteilt werden. Sie wanderten durch eine Wüste, aber immer in dem Wissen, dass Gott mit ihnen war und dass es ihnen wohlgehen würde, wenn sie an diesem Vertrauen auf Gott festhielten. Und weil sie marschiert sind, musste die nächste Generation nicht mehr so leiden ...

Dann brachte Obama sich selbst in die Geschichte der Bürgerrechtskämpfe ein und bestand darauf, dass er trotz der Besonderheit seiner Herkunft seinen Platz in ihr habe.

Ohne einige der hier Anwesenden gäbe es mich möglicherweise gar nicht ... Mein Großvater diente bei den Briten in Kenia als Koch. Er stammte aus einem kleinen Dorf und brachte es im Leben nicht weiter als bis zum Koch und Hausburschen. Und so nannten sie ihn, selbst als er schon sechzig war. Sie nannten ihn Hausbursche. Bei seinem Nachnamen wollten sie ihn nicht rufen. Sie riefen ihn bei seinem Vornamen. Kommt Ihnen bekannt vor, nicht wahr?

Obama behauptete, die Erfahrung seines Großvaters in Afrika unterscheide sich nicht so sehr von der Erfahrung der Großeltern etlicher Kirchenbesucher. Rassismus ist Rassismus, Leiden ist Leiden, und ihnen allen bot sich derselbe moralische und historische Moment der Möglichkeit:

Hier in Selma, Alabama, geschah etwas. In Birmingham geschah etwas, von dem, wie Bobby Kennedy sagte, »Wellen der Hoffnung um die ganze Welt« ausgingen. Es geschah etwas,

weil Frauen beschlossen, nach einem langen Arbeitstag, wenn sie die Wäsche anderer Leute besorgt und sich um anderer Leute Kinder gekümmert hatten, nicht mehr mit dem Bus zu fahren, sondern zu laufen. Weil Männer mit Dokortitel, die als Schlafwagenschaffner arbeiteten, beschlossen, dass das Maß voll ist, und sich trotz der Risiken für unsere Würde einsetzten.

In Obamas Darstellung wurde der Aufstand und die Selbstermächtigung in Amerika zu einer weltweiten Bewegung:

Von dort erscholl ein Ruf über die Meere, und seither dachte mein Großvater, seinem Sohn solle es einmal besser gehen als ihm. Und sein Sohn, der als Kind in einem kleinen Dorf die Ziegen hütete, konnte sich auf einmal höhere Ziele setzen und glauben, ein schwarzer Mann könnte in dieser Welt vielleicht doch Chancen haben.

Was in Selma, Alabama, und in Birmingham geschah, rüttelte auch das Gewissen der Nation wach. Es bekümmerte die Leute im Weißen Haus, die sagten: »Ihr wisst ja, dass wir den Kommunismus bekämpfen. Wie können wir die Herzen und Köpfe der Menschen in aller Welt gewinnen, wenn wir hier in unserem eigenen Land, John, nicht die Ideale befolgen, die in unserer Verfassung niedergelegt sind. Man könnte uns Heuchelei vorwerfen.« Daher beschlossen die Kennedys eine Luftbrücke nach Afrika zu schaffen, um junge Leute aus Afrika herüberzuholen und ihnen Stipendien zum Studieren zu geben, damit sie erfahren, was für ein wunderbares Land Amerika ist.

Eine solche Einladung bekam der junge Mann namens Barack Obama in Kenia, und er kam herüber in dieses Land. Und er lernte die Frau kennen, deren Ur-Ur-Ur-Urgroßvater Sklaven besessen hatte; aber sie hatte eine andere Idee, hier passiert etwas im positiven Sinne Verrücktes, denn sie schauten sich an, und sie kamen zu dem Schluss, den wir kennen, sie dachten nämlich, dass es uns in der Welt, wie sie war, eventuell nicht

möglich sein würde, uns zusammenzutun und ein Kind zu bekommen. Aber dann regt sich etwas im ganzen Land, wegen der Dinge, die in Selma, Alabama, passiert sind, weil einige Leute entschlossen sind, eine Brücke zu überqueren. Dadurch kamen sie zusammen, und Barack Obama Jr. wurde geboren. Erzählt mir also nicht, ich hätte keinen Anspruch auf Selma, Alabama. Erzählt mir nicht, ich käme nicht nach Hause, wenn ich nach Selma, Alabama, komme.

Ich bin hier, weil jemand marschiert ist. Ich bin hier, weil ihr alle Opfer für mich gebracht habt. Ich stehe auf den Schultern von Riesen.

Gehen wir einmal darüber hinweg, dass Obama vier Jahre vor dem Blutigen Sonntag geboren wurde. Obama beließ es nicht bei seiner romantischen (und teilweise romantisch verklärten) Behauptung einer heroischen Kontinuität. Anschließend sprach er von den Aufgaben der jungen Generation, die er wegen ihrer enttäuschenden Kraftlosigkeit kritisierte. Sie erfülle in ihrer Selbstbezogenheit und ihrer Besessenheit vom Geld nicht ihre Verpflichtungen gegenüber der Tradition des Kampfes und der Menschheit insgesamt. In Selma schien diese Botschaft sich auf die Afroamerikaner zu beschränken, doch in den Wochen und Monaten danach wurde sie auf Menschen aller Rassen und Glaubensbekenntnisse ausgeweitet.

»Manchmal mache ich mir Sorgen, dass die Josua-Generation in ihrem Erfolg vergisst, woher sie kommt«, sagte Obama in Selma. »Sie denkt, sie bräuchte nicht so viele Opfer zu bringen. Sie glaubt, es sei das höchste aller Ziele, möglichst viel Geld zu verdienen, das dickste Auto zu fahren und das größte Haus zu haben und eine Rolex zu tragen und einen eigenen Privatjet zu haben, etwas von dem Geld von Oprah zu kriegen.« Diese Kritik bedeutete nicht, dass er etwas gegen den Kapitalismus hatte – »Am Geldverdienen gibt es nichts auszusetzen« –, aber das ausschließliche Anhäufen von Reichtum führe zu einer »gewissen Armseligkeit der Ziele«.

Für einen Kandidaten zu stimmen reichte nicht, selbst wenn es ein afroamerikanischer Kandidat war; es war bloß ein weiterer Schritt in dem Kampf gegen die noch immer existierende Armut und Ungleichheit:

Die Schulen der Schwarzen verfügen in der Regel nicht über ausreichende Finanzmittel. Die Lehrer in diesen Schulen sind meistens nicht so qualifiziert. Diese Schulen verfügen über weniger Lehrbücher. In manchen Schulen gibt es mehr Ratten als Computer. Wir sprechen von einer Leistungslücke. Es gibt eine Lücke in der Gesundheitsversorgung und in der Leistung. Die Folgen von Katrina sind noch immer nicht beseitigt.

Schon vor der Bekanntgabe seiner Kandidatur äußerte Obama sich nur selten zu Fragen der Rasse. Für ihn als den einzigen Afroamerikaner im Senat hätte es nahegelegen, sich permanent zu »schwarzen Fragen« zu Wort zu melden: Ungleichheit, Minderheitenförderung (*affirmative action*), Armut, Drogengesetze. Ihm lag jedoch mehr daran, nicht so sehr als ein Mensch mit einer schwarzen Identität, sondern als ein Politiker mit einer breiten Perspektive und Programmatik wahrgenommen zu werden. Nach dem Hurrikan Katrina äußerte sich Jesse Jackson Sr. zornig über den Umgang mit den armen Schwarzen in New Orleans; die Verwüstung erinnerte ihn an »das Innere eines Sklavenschiffes«. Die Äußerungen Obamas zu diesem Problem waren weniger rassistisch aufgeladen. Doch jetzt in Selma ging es ihm um die Rasse, und seine Sprache war die eines kalten Zorns. Diese Sprache hatte King in seinen letzten Jahren gewählt, in den Jahren der sogenannten Poor People's Campaign. An der Ungerechtigkeit habe sich auch nach dem Bürgerrechtsgesetz von 1964 und dem Wahlrechtsgesetz von 1965 nichts geändert, betonte Obama.

Obama beließ es aber nicht beim Protest. In einem Satz, der an das bekannteste Motiv aus Kennedys Antrittsrede erinnerte, fragte er, ob die Josua-Generation noch die »Disziplin und Stärke« besitze,

von der die Marschierenden vor einem halben Jahrhundert erfüllt waren, als sie sich bemühten, »das Bewusstsein der Nation zu verändern«. Sowohl am Küchentisch als auch in der breiten Öffentlichkeit müsse die neue Generation ihre Verantwortung wahrnehmen und dafür sorgen, dass »der Fernseher aus ist, wenn das Kind aus der Schule kommt, und dass es sich hinsetzt und seine Hausaufgaben macht«; dem Kind müsse klargemacht werden, dass Erfolg in der Schule nicht »etwas Weißes« ist.

Obama sagte Dinge, die Tausende von schwarzen Predigern vor ihm gesagt hatten, doch als Präsidentschaftskandidat sprach er nicht nur zu den Anwesenden, sondern über die Kameras zum ganzen Land.

Mir ist auch klar, dass wir eine andere Art von Politik haben könnten, wenn Vetter Pookie wählen ginge, wenn er sich vom Sofa erheben und einige Leute dazu bewegen würde, sich registrieren zu lassen und wählen zu gehen. Das hat uns die Moses-Generation gelehrt. Zieht eure Puschen aus. Zieht eure Marschstiefel an. Mischt euch in die Politik ein. Verändert dieses Land! Das brauchen wir. Es gibt in diesem Land zu viele Kinder in Armut, und das sollte uns alle beschämen. Aber erzählt mir nicht, dass es nicht auch damit zusammenhängt, dass es zu viele Papas gibt, die sich nicht wie Papas verhalten. Glaubt nicht, dass die Vaterschaft mit der Zeugung endet. Ich weiß Bescheid, weil mein Vater nicht da war, als ich jung war und zu kämpfen hatte ...

Wenn ihr die Welt verändern wollt, müsst ihr bei euch selbst anfangen ... Josua sagte: »Ich habe Angst. Ich weiß nicht, ob ich der Herausforderung gewachsen bin.« Der Herr sagte zu ihm: »Jeden Ort, den dein Fuß betreten wird, habe ich dir gegeben. Sei mutig und stark! Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.« Sei mutig und stark. Es ist ein Gebet für eine Reise. Ein Gebet, das eine Frau darin bestärkte, sitzen zu bleiben, als der Busfahrer sie aufforderte, aufzustehen,

ein Gebet, das neun Kinder durch die Tore der Schule in Little Rock begleitete, ein Gebet, das unsere Brüder und Schwestern über eine Brücke führte, direkt hier in Selma, Alabama. Seid mutig und stark ...

Diese Brücke draußen wurde überquert von Schwarzen und Weißen, von Menschen aus dem Norden und aus dem Süden, von Jugendlichen und Kindern, von der geliebten Gemeinschaft der Kinder Gottes, sie wollten diese Schritte gemeinsam tun, aber es blieb den Josuas vorbehalten, die Reise, die Moses begonnen hatte, zu vollenden, und heute sind wir aufgerufen, die Josuas unserer Zeit zu sein, die Generation zu sein, die ihren Weg über diesen Fluss findet.

\*

Es war eine faszinierende rhetorische Leistung. Bei seiner Ankündigungsrede in Springfield hatte Obama seine persönliche Geschichte erzählt und sie dann mit einem größeren gemeinsamen Ziel verknüpft, indem er die Wendung benutzte: »Lasst uns die Generation sein ...«; »Lasst uns die Generation sein, die der Armut in Amerika ein Ende macht«; »Lasst uns die Generation sein, die nach all diesen Jahren endlich die Krise des Gesundheitssystems anpackt«. Die Metapher, auf die er an jenem Tag zielte, war Lincoln, der Mann mit geringer Erfahrung und potenzieller Größe, der das Land am Abgrund sah. Die Rede Obamas in Springfield richtete sich an alle, nicht speziell an die Afroamerikaner. In Selma sprach er die Afroamerikaner direkt an, indem er die Älteren lobte und die jüngere Generation, die Josua-Generation, sowohl mobilisierte als auch mit Forderungen konfrontierte. Er stellte eine Parallele zwischen den Besonderheiten des Lebens eines Kandidaten und dem politischen Kampf her; er stellte sich vor als ein junger Mann, der eine nationale Bewegung fortsetzt und weiterentwickelt; und er packte das alles in die Rhetorik der

traditionellen schwarzen Kirche, des ersten befreiten Raumes unter den Sklaven und der grundlegenden schwarzen Institution. In Selma beschwor Obama nicht nur Lincoln, sondern auch King; er übernahm die Gesten, die Rhythmen und die Symbole der prophetischen Stimme für die Zwecke der Wahlpolitik.

Er gewann ohne Zweifel die Zustimmung seiner Älteren. »Er entblößte seine Seele, und was ich sah, gefiel mir«, erklärte Reverend Lowery. »Es gab das unsinnige Gerede darüber, ob er schwarz genug sei, aber für mich geht es immer nur darum, wie man die Bewegung sieht und wo man sich selbst in der Bewegung sieht. Und er kam durch.«

»Barack rückte die Dinge in den Kontext der Kirchengeschichte, die für schwarze Amerikaner so wichtig ist«, sagte Reverend C. T. Vivian. »Für schwarze Leute hatte Barack den Punkt getroffen. Martin Luther King war unser Prophet, biblisch gesprochen der Prophet für unsere Zeit. Der Politiker für unsere Zeit, der auf diesen Propheten folgt, ist Barack Obama. Martin schuf die moralische und geistige Grundlage für die nachfolgende politische Realität. Und dies ist in unserer Geschichte eine Zeit des Wandels. Es ist keine *gewöhnliche* Zeit.«

In den folgenden Monaten wurde viel über Obamas anfängliche Distanz zu den Zentren afroamerikanischen Lebens geredet, darüber, dass er in einer weißen Familie aufgewachsen war, während der schwarze Vater fast immer abwesend war. »O bitte«, meinte Reverend Vivian, »wenn sich in Amerika einer entschließt, schwarz zu sein, kriegt er Probleme ohne Ende.«

Seit im April 1968 Martin Luther King und zwei Monate darauf Robert Kennedy ermordet worden waren, hofften die liberalen Wähler Amerikas auf eine Erlösgestalt. Barack Obama bot sich an. In den Augen seiner Unterstützer war er eine Verheißung in einer trostlosen Landschaft; er brachte eine inspirierende Intelligenz und eine offenkundige Kompetenz mit, als das Land an einem Präsidenten verzweifelte, der dilettantisch und auf eine geradezu aggressive Art gleichgültig war; er verfügte über Weltläufigkeit zu

einer Zeit, da die Amerikaner spürten, dass sie im Ausland von vielen abgelehnt und sogar gehasst wurden; er verkörperte die multiethnische Gesellschaft, als die Mehrheit der Weißen zunehmend im Schwinden war. Darin lag die Verheißung seiner Kampagne, die man je nach Standpunkt als Romantik oder als Realität verstehen konnte.

Was Obama außerdem verkörperte, war das Szenario eines unwahrscheinlichen Sieges. Er hatte sich vor der Invasion gegen den Irakkrieg ausgesprochen – für den Senator eines Bundesstaates aus Hyde Park nicht gerade ein Beweis umwerfenden Mutes, aber auch nicht ganz risikolos und hinreichend, um ihn von seinen demokratischen Gegenspielern zu unterscheiden. Das sollte jüngere Wähler und den linken Flügel der Partei ansprechen. Und es war gut möglich, dass die Rasse – besonders in seiner Deutung – ihm weit mehr helfen als schaden würde.

\*

Das abschließende Ereignis des Tages in Selma war die rituelle Überquerung der Brücke, der Edmund Pettus Bridge. Am anderen Ende wurde den Besuchern auf einer Werbetafel dafür gedankt, dass sie die örtlichen Sehenswürdigkeiten aus der Zeit des Bürgerkrieges unterstützt hatten; sie zeigte ein riesiges Porträt von General Forrest. »Wer heute nach Selma kommt, wird daran erinnert, dass Amerika seine Versprechungen noch nicht erfüllt hat«, sagte C. T. Vivian. »Aber die Schwarzen wissen, dass wir Schritt um Schritt vorankommen. Die Kräfte des Bösen werden unterliegen.«

Anders als bei der rituellen Wiederaufführung der Schlacht von Selma brauchte man zur Wiederaufführung der Überquerung der Pettus Bridge keine Gewalt vorzutäuschen. Rempelen gab es nur unter den Fotografen, die eine Aufnahme von den Clintons und Obama machen wollten. Würden sie zusammenstehen und sich die Hände reichen? Das nicht. Aber sie marschierten in der ersten Reihe zusammen mit Lewis, Lowery und jüngeren Poli-

tikern wie Artur Davis. Unterwegs traf Obama auf Reverend Fred Shuttlesworth, einen Mann von Mitte achtzig und eine Ikone der Bürgerrechtsbewegung, der gegen Bull Connor in Birmingham gekämpft und Prügel, Bombenanschläge und jahrelange Verleumdungen überstanden hatte. Erst kurz zuvor hatte man einen Hirntumor bei ihm entfernt, doch die Gedenkfeier wollte er nicht versäumen. Auf der Brücke plauderte er ein Weilchen mit Obama. Und dann zog Obama, der so viel über die Bewegung gelesen und von ihr geträumt hatte, das Jackett aus, krepelte die Ärmel hoch, steckte sich rasch ein Stück Nicorette Gum in den Mund und schob den Rollstuhl von Fred Shuttlesworth, einem Führer der Moses-Generation, über die Brücke und auf die andere Seite.

---

## Erster Teil

*Man muss sein Heim verlassen, um heimzufinden.*

Ralph Ellison, Randnotiz in einem unvollendeten Manuskript

## Kapitel 1

### Ein kompliziertes Schicksal

Es ist ein ganz gewöhnlicher Tag im Jahr 1951 mitten in Nairobi. Ein städtischer Gesundheitsinspektor sitzt allein in seinem Büro. Er hat ein richtiges Mondgesicht und weit auseinanderstehende Augen, ein intelligenter junger Afrikaner von 21 Jahren, dessen Ambitionen in einer Zeit politischer Unruhen unbefriedigt bleiben. Er untersucht Milchproben für das örtliche Gesundheitsamt. Die Kolonialverwaltung hat begonnen, gegen die kenianische Unabhängigkeitsbewegung, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufblühte, verschärft vorzugehen. Im folgenden Jahr werden die Briten den Ausnahmezustand verhängen und zur Niederschlagung des sogenannten Mau-Mau-Aufstands der Kikuyu systematisch zu Verhaftungen, Internierungen, Folter und Mord greifen.

Die Tür geht auf und eine weiße Frau tritt ein, in der Hand eine Flasche Milch. Ständig kommen Bauern, Europäer wie Afrikaner, in das Amt, um ihre Produkte auf gesundheitliche Unbedenklichkeit untersuchen zu lassen, bevor sie sie auf den Markt bringen.

Der junge Mann bietet seine Hilfe an. Seine Tätigkeit als ausgebildeter Beamter in der Gesundheitsverwaltung gilt als ein anständiger Job. Er ist im Osten Kenias aufgewachsen, in Kilimambogo, auf der großen Sisalfarm von Sir William Northrup McMillan, Typ großer weißer Jäger. Die Farm lag in der Nähe von Thika in den »White Highlands«, dem von Weißen besiedelten Hochland, wo der ganze Grundbesitz in der Hand von Europäern war. Sein Verwalter trug eine *kiboko* bei sich, eine Nilpferdpeitsche, und er scheute sich nicht, sie zu benutzen. Der Vater des Gesundheits-



inspektors war Analphabet, doch als eine Art Vormann auf der Farm hatte er eine relativ angesehene Stellung inne. Die Familie wohnte in einer Lehmhütte ohne fließend Wasser und Strom, aber der Vater verdiente sieben Dollar im Monat und konnte seinen Sohn deshalb auf die Missionsschule schicken. Am Holy Ghost College, einer höheren Schule in der Stadt Mangu, lernte der junge Mann Englisch und erfuhr etwas über Abraham Lincoln und Booker T. Washington. Bald jedoch konnte er nichts mehr lernen in einer Schule ohne Lehrbücher, wo die Schüler ihre Lektionen mitunter in den Sand schreiben mussten. Es gab in Kenia keine Universitäten. Die Kinder der Europäer fuhren zum Studium »heim«, und die wenigen Schwarzen, die sich ein Studium leisten konnten, versuchten es anderswo in Ostafrika. Er dachte daran, für das Priesteramt zu studieren, doch, so erklärte er später, die weißen Missionare in Kenia »gehörten zu jenen, die dem Afrikaner ständig sagen, er sei nicht bereit für diesen oder jenen Fortschritt, er müsse geduldig sein und an Gott glauben und auf den Tag warten, an dem er befördert werde«. So kam der junge Mann mit einem Stipendium an die Schule für Gesundheitsinspektoren des Royal Sanitary Institute.

Die europäische Frau betrachtet den jungen Mann kühl. Sein Name ist Thomas Joseph Mboya, aber das zu erfahren scheint der Frau kein Bedürfnis zu sein.

»Ist hier *niemand*?«, sagt sie Tom Mboya gerade ins Gesicht.

Als Tom noch auf der Farm von Sir William lebte, pflegte sein Vater zu ihm zu sagen: »Stell dich nicht gegen den weißen Mann.« Aber schon damals konnte er den Verwalter mit seiner Peitsche, dieses Großmaul, nicht ertragen; er konnte es nicht ertragen, dass seine weißen Kollegen in der Gesundheitsverwaltung fünfmal so viel verdienten wie er; und jetzt kann er nicht diese unverschämte weiße Frau ertragen, die entschlossen versucht, durch ihn hindurchzublicken, ihn durch bloße Willenskraft unsichtbar zu machen.

»Madam«, sagt er, »mit Ihren Augen stimmt etwas nicht.«

Die Frau verlässt das Labor des Gesundheitsamtes mit den Worten: »Für diese Arbeit braucht man Europäer. Dieser Junge ist sehr unhöflich.«

\*

Wie Tausende andere Kenianer damals lauschte Tom Mboya den Reden von Jomo Kenyatta, »Brennender Speer« genannt, der als Elder Statesman der führende Sprecher der kenianischen Unabhängigkeitsbewegung war. In ganz Afrika erstarkten damals die Bewegungen, die sich gegen den Kolonialismus richteten: in Nigeria, Belgisch-Kongo, Kamerun, an der Goldküste, in Togo, der Mali-Föderation mit dem Senegal und Französisch-Sudan, Somalia, Madagaskar.

1955, als er 25 war, erhielt Mboya ein seltenes Stipendium, um ein Jahr lang am Ruskin College in Oxford zu studieren, wo er fleißig politische und ökonomische Literatur verschlang, dem Labour Club und dem Socialist Club beitrug und einen Kreis von liberalen, antikolonialen Professoren vorfand. Für Mboya, der bis dahin keine Universität kannte, war der Aufenthalt in Oxford ein Anstoß, darüber nachzudenken, was ein Hochschulstudium im Ausland anderen Kenianern geben könnte.

Wieder daheim in Nairobi, begann Mboya sich als Aktivist und Gewerkschaftsorganisator einen Namen zu machen. Da Jomo Kenyatta die letzten zehn Jahre der Kolonialherrschaft fast nur im Gefängnis verbrachte, kam der charismatische junge Tom Mboya aus dem Minderheitsstamm der Luo als künftiger Führer eines befreiten Kenia und als ein Politiker neuer Art ins Gespräch. Kenyatta war der herausragende kenianische Held, aber er bekämpfte den Kolonialismus auf traditionelle Weise, und seine Leute waren hauptsächlich ihm ergebene Kikuyu. Mboya hoffte, Kenyatta werde über die Rivalität zwischen den Stämmen hinwegsehen und alle im Sinne demokratischer Selbstregierung und einer freien wirtschaftlichen Entwicklung zusammenführen.

Nachdem die Briten 1957 zugelassen hatten, dass Afrikaner in den Legislative Council von Kenia gewählt wurden, erlangte Mboya mit 26 Jahren einen Sitz für Nairobi, einen Wahlkreis, der überwiegend Kikuyu sprach. Sein eigener Stamm, die Luo, hatte seine Heimat im Westen Kenias um den Victoriasee. Rasch wurde Mboya zum Generalsekretär sowohl der führenden Unabhängigkeitspartei, der Kenya African National Union, als auch des Gewerkschaftsbundes, der Kenya Federation of Labor. Er war ein mitreißender Redner und ein geschickter Diplomat. Lange bevor er dreißig wurde, war Mboya ein internationales Symbol des Antikolonialismus und der Bürgerrechte. In den USA traf er mit Eleanor Roosevelt, Richard Nixon, Thurgood Marshall und Roy Wilkins zusammen, und er trat sogar zusammen mit Martin Luther King Jr. auf einer Bürgerrechtskundgebung auf. In Abwesenheit Kenyattas führte er die Delegationen an, die im Londoner Lancaster House die letzten Schritte zur Unabhängigkeit Kenias aushandelten. Im März 1960 setzte das Magazin *Time* Mboya als Musterbeispiel für die afrikanischen Unabhängigkeitsbewegungen auf das Titelblatt.

Ernüchternd für die Führer der Bewegung war die Erkenntnis, wie schwierig es sein würde, das geistige Potenzial junger Kenianer zu entwickeln und zu fördern. Kenyatta und Mboya hatten sich das Ende des Kolonialismus leichter vorstellen können als die Heranbildung eines Kaders von Afrikanern, der zur Führung des Landes befähigt war. »Während des nationalen Befreiungskampfes«, schrieb Mboya, »bekamen wir von unseren Kritikern allzu oft zu hören, die Afrikaner seien nicht bereit für die Unabhängigkeit, weil sie nicht über genügend Ärzte, Ingenieure und Verwalter verfügten, um nach dem Ende der Kolonialherrschaft den Staatsapparat zu übernehmen. Diese Kritik war nicht gerechtfertigt. Die Kolonialmacht hat nichts getan, um die Masse des Volkes durch Bildungsmaßnahmen planmäßig auf den Tag der Unabhängigkeit vorzubereiten.« Das mussten die Kenianer selbst besorgen.

Mboya versuchte die Briten dazu zu bewegen, einigen der be-

gabtesten jungen Kenianer das Studieren im Ausland durch ein Stipendium zu ermöglichen. Er kam auf die Idee einer »Luftbrücke« zu ausländischen Universitäten und tauschte sich darüber mit einigen wohlhabenden liberalen Amerikanern aus, besonders mit dem Industriellen William X. Scheinman. Was die Amerikaner daran reizte, war ein mit dem Kalten Krieg zusammenhängendes Motiv. Wenn die jungen Eliten aus den afrikanischen Ländern in den Vereinigten Staaten oder Westeuropa studiert hatten, würden sie sich nach der Unabhängigkeit möglicherweise enger an den Westen als an die Sowjetunion anlehnen. Als Mboya 1958 die Idee entwickelte, belief sich die Gesamtzahl studierender schwarzer Kenianer auf einige hundert an afrikanischen Hochschulen, 74 in Großbritannien sowie 75 in Indien und Pakistan. Nach Einschätzung von Albert Sims, der als Bildungsexperte für das US-Außenministerium und das Friedenskorps arbeitete, besuchte in Schwarzafrika nur ein Kind von 3000 eine weiterführende Schule und nur eines von 84 000 ein »wie auch immer geartetes« College. Das war sicherlich einer der Gründe, warum eine Kolonie von 65 000 Europäern so lange die Herrschaft über mehr als sechs Millionen Afrikaner hatte aufrechterhalten können.

Die Kolonialverwaltung wies Mboyas Luftbrücken-Idee mit der Begründung zurück, sein »Eil«-Bildungsprogramm diene eher politischen als Bildungszwecken und die meisten Schüler seien ungenügend vorbereitet, unzureichend finanziert und müssten an amerikanischen Colleges scheitern.

Das amerikanische Außenministerium war nicht erpicht darauf, Mboya Geld zu schicken und dadurch die Briten zu verärgern. Also reiste Mboya in die Vereinigten Staaten, um das Geld privat aufzutreiben. Sechs Wochen lang war er von College zu College unterwegs und hielt bis zu sechs Reden am Tag, um Interesse an seinem Programm zu wecken und Stipendienzusagen zu akquirieren. Was er erreichte, waren Kooperationsversprechen von einer Reihe von Hochschulen, insbesondere von traditionell schwarzen Colleges wie Tuskegee, Philander Smith und Howard

sowie von Colleges mit religiösem Hintergrund wie dem Moravian College in Pennsylvania und der St. Francis Xavier University in Nova Scotia.

Mboya beteiligte sich zusammen mit seinen neuen amerikanischen Freunden an der Gründung der African-American Students Foundation (AASF), um die Beschaffung von Geldmitteln zu verstärken. Und so startete im Herbst 1959 mit Unterstützung der AASF und Dutzender amerikanischer Universitäten die Luftbrücke. Unter den 8000 Spendern waren schwarze Berühmtheiten wie Jackie Robinson, Sidney Poitier, Mrs Ralph Bunche und Harry Belafonte sowie weiße Liberale wie Cora Weiss und William X. Scheinman.

Zurück in Nairobi, hatte Mboya nicht viel Zeit, sich die Bewerbungen anzusehen. Tagtäglich standen Hunderte von Menschen Schlange vor seinem Büro und erbaten sich Hilfe von ihm, ob es nun um Landstreitigkeiten, Mitgiften, Scheidungsurkunden oder medizinische Versorgung ging. Mboya prüfte die Unterlagen der jungen Männer und Frauen, die in der höheren Schule fleißig gelernt hatten und jetzt langweilige oder untergeordnete Tätigkeiten ausübten, von denen sie sich unterfordert fühlten. Ihre Bewerbungen klangen aufrichtig und patriotisch. Sie dachten nicht an Auswanderung und Flucht, sondern an Ausbildung und Heimkehr, um ihrem Land nach Erlangung der Unabhängigkeit zu dienen.

Die Luftbrücke, die bis 1963 fortgesetzt wurde, hatte eine tiefgreifende Wirkung, und das Programm wurde rasch auf andere afrikanische Länder ausgeweitet. »Mein Vater«, sagte Mboyas Tochter Susan, »war einer der wenigen kenianischen Politiker, die in einem Dorf ebenso zu Hause waren wie im Buckingham-Palast. Die afrikanische Gesellschaft ist sehr komplex, und man braucht Leute, die hinreichend gebildet und weltläufig sind, um zwischen diesen verschiedenen Welten hin und her übersetzen zu können. Die Luftbrücke schuf einen Kader solcher Leute für die Zukunft Kenias.«

Die Luftbrücke war von herausragender Bedeutung für die Entwicklung Kenias im Übergang zur Unabhängigkeit. Nach einer Untersuchung der Universität Nairobi wurden die höheren Posten der postkolonialen Regierung zu 70 Prozent mit Absolventen der Luftbrücke besetzt. Zu ihnen gehörte die Umweltschützerin Wangari Maathai, die erste Afrikanerin, die mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Zu ihnen gehörte auch ein Luo aus einem Dorf in der Nähe des Viktoriasees, ein ehrgeiziger Wirtschaftsstudent mit einer volltönenden, sonoren Stimme und einem selbstsicheren Auftreten. Sein Name war Barack Hussein Obama.

\*

In Selma hatte Barack Obama Jr. erklärt, er könne seine »bloße Existenz« auf die Familie Kennedy zurückführen, weil die Kennedys Geld für Tom Mboyas Bildungsprogramm für junge Kenianer gespendet hätten. Faktisch und poetisch hatte Obama übertrieben. Die Kennedys hatten nicht zu der ersten Luftbrücke beigetragen, die Obamas Vater neben achtzig anderen im September 1959 von Nairobi in die Vereinigten Staaten brachte. Wie die *Washington Post* ein Jahr nach der Selma-Rede schrieb, betrat Tom Mboya das Anwesen der Familie Kennedy in Hyannisport im Juli 1960, nach der ersten Luftbrücke und in der Hoffnung auf Spenden für die zweite. Kennedy war damals Vorsitzender eines Senats-Unterausschusses zu Afrika und Präsidentschaftskandidat. Er hörte sich Mboyas Vorschlag an und gab ihm dann hunderttausend Dollar aus einer Familienstiftung, die nach seinem im Zweiten Weltkrieg gefallenen Bruder Joseph benannt war. Vizepräsident Richard Nixon, der damals gegen Kennedy kandidierte und ebenfalls darauf bedacht war, schwarze Stimmen zu gewinnen, hatte zuvor vergeblich innerhalb der Regierung Eisenhower für eine Förderung des Plans geworben. Das verärgerte ihn ebenso wie die Aussicht, dass Kennedy nun eine Gelegenheit bekam, seine Freigebig-

keit zu beweisen. Der mit Nixon verbündete Senator Hugh Scott warf Kennedy vor, die Spende aus einer steuerbefreiten Stiftung aus politischen Gründen zu tätigen – nach Kennedys Ansicht »der unfairste, verlogenste und bösartigste Angriff, der mir in vierzehn Jahren Politik zu Ohren gekommen ist«.

Bill Burton, einer der Sprecher von Obamas Wahlkampfteam, entschuldigte sich nachträglich für den Fehler in der Rede vor der Josua-Generation, doch die Stoßrichtung von Obamas Geschichte in Selma war wohl kaum ein Versehen. Der kenianische Zweig seiner Familie war nicht dem Lauf der Geschichte entkommen. Die Übergangsgeneration, der sein Vater angehörte, hatte den Sprung vom Kolonialismus zur Unabhängigkeit, von der erzwungenen Isolation zu einer ersten vielversprechenden Weltoffenheit geschafft. Und Obama selbst sprach davon, er werde nicht nur der erste Afroamerikaner sein, der je ins Weiße Haus gewählt wurde, sondern obendrein ein Repräsentant derer, deren Eltern noch einer ländlichen Lebenswelt entflohen waren, einem Leben in Unterdrückung unter kolonialer Herrschaft.

Als Obama sich in den Jahren 2003 und 2004 um den Senatorenposten bewarb, sagte er, sein Vater habe »in nur wenigen Jahren den Sprung aus dem 18. ins 20. Jahrhundert geschafft. Zuerst Ziegenhirt in einem kleinen Dorf in Afrika, bekam er ein Stipendium für die University of Hawaii, und von dort ging er nach Harvard.« Die Vorstellung, Obamas Vater oder Großvater sei bloß »Ziegenhirt« gewesen, ist ebenfalls eine romantische Übertreibung. Mit körperlicher Arbeit gaben sie sich nicht ab, aber dem Hüten der Ziegen widmeten sich alle im Dorf, selbst die vornehmen Älteren wie die Obamas. »Wer auf dem Land aufgewachsen ist, hat auch Tiere gehütet«, sagte Olara Otunnu, ein Luo und ehemaliger Außenminister von Uganda, der mit Obamas Vater befreundet war. »Es war nichts von Bedeutung. Wenn man im Schulalter war, machte man das eben. Obamas Großvater war für afrikanische Verhältnisse ein Mann der mittleren oder oberen Mittelschicht. Er brachte Porzellan und Glasgeschirr ins Haus!

Was er als Koch bei den Briten verdiente, war nach westlichen Maßstäben ein Almosen, aber es war bares Geld. In seinem Dorf war er eher wohlhabend. Obamas Vater wuchs mit alldem auf und übertraf es natürlich noch. Schauen Sie sich den Schutzumschlag von *Ein amerikanischer Traum* an. Das Foto links zeigt Obamas Vater auf dem Schoß seiner Mutter. Er ist westlich gekleidet. Ein echter »Ziegenhirt« trüge einen Lendenschurz. Der Großvater war eindeutig stärker verwestlicht als die meisten, und von dort aus ging es weiter.«

Der Vater von Barack Obama Sr., Onyango Obama, wurde 1895 im Westen Kenias geboren. Mit dem Dorfleben war er unzufrieden. »Er muss Hummeln im Hintern gehabt haben«, sagte Sarah Ogwel, seine dritte Frau. Er lernte Englisch lesen und schreiben und machte sich dann auf den zweiwöchigen Fußmarsch nach Nairobi, wo er eine Stelle als Koch bei weißen Briten fand. Einem »Arbeitsbuch für Hausbedienstete«, das Obama bei einem Besuch in Kogelo entdeckte, ist zu entnehmen, dass Onyango im Jahr 1928, als er 35 war, als »Leibdiener« arbeitete; in dem Buch finden sich außerdem kurze Beurteilungen eines Mr Dickson, ferner eines gewissen Captain C. Harford, eines Dr. H. H. Sherry und eines Mr Arthur W. H. Cole von der East Africa Survey Group. Während Mr Dickson Onyangos Küche lobte (»Seine Pasteten sind hervorragend«), fand Mr Cole ihn »ungeeignet und ganz gewiss nicht 60 Shilling pro Monat wert«.

Nachdem Onyangos erste Frau Helima feststellte, dass sie kein Kind bekommen konnte, gewann er eine junge Frau namens Akumu Nyanjoga, indem er einen anderen Bewerber durch eine Mitgift von fünfzehn Stück Vieh überbot. 1936 gebar Akumu einen Sohn, Barack. Kurz darauf lernte Onyango Obama Sarah Ogwel kennen und heiratete sie. Akumu trennte sich von ihrem Mann, den sie als herrisch und fordernd empfand, und ließ ihn mit zwei Kindern zurück. Barack betrachtete sowohl Akumu als auch Sarah als seine Mutter. (Und heute nennt Barack Jr. Ogwel, die Ende achtzig ist und noch immer in dem Dorf Kogelo lebt, »Granny«

oder »Mama Sarah«.) Sarah erzählte ihrem Enkel von den mythischen Abenteuern ihres Mannes – wie Onyango auf seiner Wanderung nach Nairobi Leoparden mit seinem *panga* abwehrte, wie er einem wütenden Wasserbüffel auswich, indem er auf einen Baum kletterte und zwei Tage lang im Geäst hockte, und wie er in einer Trommel eine Schlange entdeckte.

Onyango war ein Kräuterkenner, ein Heiler, ein geachteter Bauer und ein bedeutender Mann in seinem Dorf. Zugleich war er wie die meisten Luo ein strenger Vater, der von seinen Kindern verlangte, sich so zu benehmen wie die gehorsamen kleinen Jungen und Mädchen, die er beobachtet hatte, als er für die britischen Kolonisten arbeitete. »Er war unglaublich streng!«, zitiert Obama seinen Halbbruder Abongo. »Bei Tisch mussten alle von Porzellantellern essen, wie in einem englischen Haushalt. Und wehe, man sagte etwas Falsches oder benutzte die falsche Gabel – sofort gab's was mit dem Stock. Und manchmal erfuhr man erst am nächsten Tag, warum man geschlagen worden war.« Vor der Geburt von Barack Sr. lebte Onyango eine Zeitlang auf Sansibar, wo er zum Islam übertrat. Die Luo waren zu weit über 90 Prozent Christen; der Übertritt war etwas sehr Ungewöhnliches, und seine Beweggründe waren unklar. Onyango erweiterte seinen Namen um »Hussein«, und so nannte er dann auch seinen Sohn Barack.

Im Zweiten Weltkrieg diente Onyango als Koch bei der britischen Armee in Burma. Seine Einheit waren vermutlich die King's African Rifles, ein Kolonialregiment, dessen Männer aus den britischen Besitzungen in Afrika rekrutiert wurden. Die britischen Offiziere und Soldaten riefen ihn »boy«, und er hatte all die übrigen Demütigungen eines schwarzen Afrikaners in einer solchen Situation zu ertragen. Schon die Arbeit als solche war eine Beleidigung, denn bei den Luo kochen die Männer nicht. »Hier lässt man einen angesehenen Dorfältesten, der Oberhaupt eines bedeutenden Clans ist, für den weißen Mann Frauenarbeit verrichten, und darauf muss er sich seelisch einstellen«, sagte Olara

Otunnu, ein ugandischer Freund von Obama. »Die Kolonialherren haben ihre Bediensteten sehr schlecht behandelt. Sie waren grob und respektlos. Jeder wäre beleidigt, wenn man ihn, wie es in den britischen Kolonien damals üblich war, einen »Kuli« nennt, erst recht aber ein Dorfvorsteher wie Onyango.«

Onyango entwickelte Sympathien für die Unabhängigkeitsbewegung. Durch die Arbeit für die Briten hatte er einiges verdient, aber in ihm hatte sich auch ein mächtiger Groll angestaut. »Es gefiel ihm nicht, wie die britischen Soldaten und Kolonisten mit den Afrikanern umgingen, speziell mit den Mitgliedern der Kikuyu Central Association, die man verdächtigte, sich insgeheim verschworen zu haben, unter anderem dazu, die weißen Siedler und Kolonialisten zu töten«, sagte Sarah Ogwel.

Um afrikanische Aufstände zu zerschlagen, griff die Kolonialregierung in den fünfziger Jahren zu allen Mitteln: Landenteignungen, Razzien mitten in der Nacht, Zwangsmärsche, Massenverhaftungen, Gefängnis, Zwangsarbeit, Nahrungs- und Schlafentzug, Vergewaltigung, Folter und Hinrichtungen. Den Briten und der Weltpresse erzählte man Horrorgeschichten von brutalen Mau Mau, aufständischen Banditen unter Dedan Kimathi, der sich als Kämpfer gegen den Kolonialismus in okkulten Riten Eide schwören ließ, Europäer zu erschlagen, die im 19. Jahrhundert ja nur auf den »Dunklen Kontinent« gekommen waren, um ihre »zivilisatorische Mission« zu erfüllen. Weder der Feldzug der Briten gegen die Mau Mau noch die alltägliche Praxis des Kolonialismus lösten damals, abgesehen von liberalen und linken Zirkeln, Proteste aus. Die aufständischen Kenianer, behaupteten die Briten, hätten sich nicht für *ithaka na wiyathi* – für Land und Freiheit – verschworen, sondern in einem Ritual »schwarzer Magie« für den Tod der Weißen.

Die Kolonialregierung schuf ein regelrechtes System der Aufbauschung und permanent wiederholten Verbreitung von Geschichten, in denen blutrünstige Afrikaner gegen edle Beamte und Soldaten kämpften, die den Zusammenbruch der Zivilisation